

wäre sicherlich auch eine noch umfassendere Kontextualisierung der Untersuchungsergebnisse möglich gewesen. So hätte die Autorin neben den zahlreichen Vergleichen zu Kaiserswerth noch stärker andere Diakonissenhäuser, wie z. B. Flensburg, in ihre vergleichenden Betrachtungen einbeziehen können (z. B. J. OEHLER, „Weltferne Klosterfrauen?“, in: Demokratische Geschichte 21 [2010], S. 11–67). Zu diesem Zweck hätte gern auch auf die sicherlich mühsame Rekonstruktion des einen oder anderen Details zur Geschichte der Dresdner Einrichtung verzichtet werden können.

Oldenburg

Michael Czolkoß

Die Frau im Judentum – Jüdische Frauen in der Medizin, hrsg. von CARIS-PETRA HEIDEL (Medizin und Judentum, Bd. 12), Mabuse Verlag, Frankfurt a. M. 2014. – 299 S. mit Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86321-221-6, Preis: 39,90 €).

Das Verhältnis von Medizin und Judentum sowie die Rolle jüdischer Mediziner bilden, das zeigen etwa die Arbeiten von Eberhard Wolff (E. WOLFF, *Medizin und Ärzte im deutschen Judentum der Reformära*, Göttingen/Bristol 2014) und John M. Efron (J. M. EFRON, *Medicine and the German Jews*, New Haven 2001), ein aktives Feld der Historiografie. Auch die seit 1994 von dem inzwischen verstorbenen Dermatologen Albrecht Scholz und der Medizinhistorikerin Caris-Petra Heidel herausgegebene Dresdner Reihe *Medizin und Judentum*, die die Beiträge medizinhistorischer Kolloquien präsentiert, hat sich dem Themenkomplex in bisher elf Bänden aus unterschiedlicher Perspektive genähert. Der nunmehr erschienene zwölfte Band bietet in 20 Beiträgen die Ergebnisse des 2013 abgehaltenen Kolloquiums, das sich der Rolle jüdischer Frauen in der Medizin im weitesten Sinne zuwendet. Es geht also nicht, wie sich angesichts eines Teil des Buchtitels vermuten ließe, um die „Frau im Judentum“, sondern den bislang nur wenig erforschten „eminente[n] Beitrag“ von Jüdinnen „in der medizinischen Wissenschaft und wissenschaftlichen Medizin, für die Gesundheitsversorgung und Krankenpflege“ (S. 9), so Heidel in ihrem knappen, einige Forschungsdesiderate anreißenden Vorwort. Die hier publizierten Beiträge bildeten dabei ein breites thematisches wie disziplinäres Spektrum ab und stünden am Anfang der fächer- und länderübergreifenden Forschungsarbeit in diesem Themenfeld (S. 11).

Tatsächlich bietet der Band höchst unterschiedliche Einzelbeiträge, die in der Mehrzahl in die Biografien jüdischer Frauen in Medizin, Psychiatrie, Pharmazie, Pflege und Wohlfahrtswesen einführen. Den Schwerpunkt bilden dabei die ersten beiden Drittel des 20. Jahrhunderts, wobei der Eintritt von Frauen in medizinische Praxis und Berufe vor allem im deutschen Raum, in Palästina wie dem östlichen Europa thematisiert werden. Viele der Texte gehen dabei zwangsläufig auch auf die Zeit des Nationalsozialismus als einschneidendes Lebensereignis ein; der Beitrag von SUSANNE DOETZ und CHRISTOPH KOPKE etwa ist der Entlassung und Verfolgung Berliner jüdischer Ärztinnen nach 1933 gewidmet. Die besondere Rolle jüdischer Wissenschaftlerinnen im Feld der Psychoanalyse untersuchen ebenfalls mehrere der hier versammelten Aufsätze, so etwa THOMAS MÜLLERS und LUDGER M. HERMANNs Ausführungen zu der Berliner Ärztin Margarete M. Brandt (1892–1977).

Drei der hier versammelten Beiträge weisen einen expliziten Sachsen-Bezug auf: INGRID KÄSTNER stellt mit Therese Benedek (1892–1977) die erste Psychoanalytikerin Leipzigs vor. Benedek eröffnete 1921 eine private Praxis für Psychoanalyse in der Messestadt, ehe sie sich 1936 gezwungen sah, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren, wo sie als Pionierin der psychosomatischen Medizin wirkte. JÜRGEN NITSCHKE wendet sich in seinem Beitrag der Chemnitzer Stadtschulärztin Frieda Freise (1886–1938)

zu. Freise, die sich 1924 taufen ließ, wurde nach 1933 entlassen, eröffnete eine private Praxis und verstarb, aufgrund ihrer jüdischen Herkunft immer weiter zurückgesetzt, nur wenige Tage nach den Novemberpogromen 1938. Die Herausgeberin und MARINA LIENERT widmen sich schließlich den jüdischen Ärztinnen in Dresden, wobei sie die rechtlich-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und den überproportionalen Anteil jüdischer Ärztinnen an der weiblichen Ärzteschaft sowie ihren hohen Spezialisierungsgrad herausarbeiten. Sie stellen die von ihnen identifizierten acht Ärztinnen jüdischer Herkunft in Kurzbiografien vor, in deren Lebenswegen sie eine „ihre (Aus-) Bildung, Wahl des Studienfaches und der ärztlichen Fachspezialisierung sowie den beruflichen Tätigkeitsbereich bestimmende hohe Prägnanz ihrer jüdischen Herkunft“ (S. 226) erkennen. Demnach liege die Entscheidung jüdischer Frauen für die Medizin „eher in ihrer Positionierung als Jüdin denn als Frau“ (S. 226) begründet, deren Ursache sie u. a. in der Halacha und dem jüdischen Wohltätigkeitsgebot (Zedaka) vermuten (S. 222 f.). Sie bieten insgesamt eine analytische Zusammenführung ihrer Ergebnisse aus früheren Arbeiten zur Thematik, wie sie zuletzt etwa in einem Schwerpunktheft des Ärzteblatts Sachsen (11/2013) publiziert wurden.

Was dem Band insgesamt fehlt, ist eine stärkere thematische Strukturierung, vor allem aber eine Verknüpfung der einzelnen Beiträge. Letztere fallen in Stil und Form äußerst unterschiedlich aus, überzeugen hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Erkenntniswerts wie ihrer Qualität zudem nicht immer. HUBERTUS HUGS Text zu den ersten Apothekerinnen in Palästina hebt am Schluss hervor, dass „die mündliche Überlieferung der Angehörigen [der Apothekerinnen] in einem leicht verklärenden Licht erscheinen“ (S. 45) mag, ohne sich in seiner eigenen Darstellung ausreichend davon zu distanzieren. EDUARD SEIDLERS Beitrag zur Ärztin Lucie Adelsberger (1895–1971) versteht sich als „Gedenkblatt“ (S. 250) für die Überlebende des Holocaust. BOŻENA PŁONKA-SYROKA spricht von den in ihrem Beitrag behandelten jüdischen Akademikerinnen an der Medizinischen Akademie in Wrocław in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg gar von den „Heldinnen“ (S. 278, 285) ihres Artikels.

Die Funktion des Bandes, dem leider ein Personenregister fehlt, bleibt damit insgesamt vor allem eine dokumentarische: Die Inhalte der Beiträge des Kolloquiums werden öffentlich zugänglich gemacht. Inwiefern diese im Einzelnen ein fächerübergreifendes, internationales Forschungsfeld zur Rolle jüdischer Frauen im medizinischen Kontext weiter voranbringen, wird ihre wissenschaftliche Rezeption erweisen.

Dresden

Daniel Ristau

MARTIN BEMMANN, Beschädigte Vegetation und sterbender Wald. Zur Entstehung eines Umweltproblems in Deutschland 1893–1970 (Umwelt und Gesellschaft, Bd. 5), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2012. – 540 S., 13 Abb., geb. (ISBN: 978-3-525-31710-5, Preis: 74,99 €).

Abgestorbene Bäume, devastierte Wälder – Bilder zerstörter Natur lösten in den 1980er-Jahren vor allem in der westdeutschen Öffentlichkeit eine breite gesellschaftliche Debatte über Umweltprobleme aus, die insbesondere das Waldsterben in den Fokus rückte. Diesem ‚Medienphänomen‘ widmete sich an der Universität Freiburg das DFG-Forschungsprojekt „Und ewig sterben die Wälder. Das deutsche ‚Waldsterben‘ im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik“, das sich mit den gesellschaftlichen Problematisierungen, Hintergründen und Funktionsweisen der Waldsterbensdebatte beschäftigte (vgl. die Projekt-Homepage: <http://www.waldsterben.uni-freiburg.de/projekt>). Im Rahmen dieses Projektes entstand auch die hier zu besprechende